

Das Buch

Michael Buchinger lügt gerne, gut und vor allem so ausdauernd, dass er sämtliche Lügen, die er in die Welt gesetzt hat, in einem Dokument namens »Lügen.doc« notieren muss, um sich nicht in seinem eigenen Lügennetz zu verfangen. Ist das moralisch vertretbar? Nein. Verbessert es seine Lebensqualität? Auf jeden Fall! Auf den folgenden Seiten kommen all diejenigen auf ihre Kosten, die eine ordentliche Notlüge zu schätzen wissen und zum Lachen nicht in den Keller gehen. Ehrlich wahr!

Der Autor

Michael Buchinger, 1992 in Wien geboren, ist YouTuber und schreibt für *Vice*, *Miss* und *Die Welt*. Er hat Anglistik studiert und erhielt 2015 den Deutschen Webvideopreis in der Kategorie *Lifestyle* für das Format *Michaels Hass-Liste*.

Sein erstes Buch *Der Letzte macht den Mund zu war* ein SPIEGEL-Bestseller.

MICHAEL BUCHINGER
**LANGE BEINE
KURZE LÜGEN**

Michi schenkt euch reinen Wein ein

Ullstein

VORWORT

Reden ist Silber, Lügen ist Gold

»Musst du immer lügen?«, fragt mich mein Freund Dominik eines Morgens mit einem missbilligenden Unterton, der mir bereits verrät, dass meine Vorliebe für Flunkereien nicht unbedingt der Grund ist, warum er mich liebt. Ich werfe ihm einen Blick zu und sehe, dass seine Stirn eine Zornesfalte ziert, die so ausgeprägt ist wie die eines Bösewichts in einem Manga. Oh, oh, das bedeutet Ärger!

Im Gegensatz zu mir ist Dominik nämlich ein sehr ehrlicher Mensch. Lügen ist einfach nicht so sein Ding, ähnlich wie manche Menschen aus Prinzip keine Meeresfrüchte essen oder den Wehrdienst verweigern. In dieser Hinsicht sind wir sehr unterschiedlich. Ich wiederum lüge gerne, gut und vor allem so viel, dass ich mir sämtliche Lügen, die dank mir aktuell in der Welt sind, in einem Dokument namens »Lügen.doc« notieren muss.

Nicht selten führen unsere gegensätzlichen Standpunkte zum Thema »Ehrlichkeit« zu langwierigen Grundsatzdiskussionen. Etwa, wenn ich Spendensammlern auf der Straße bereits aus der Ferne »¡Lo siento, no hablo alemán!« zurufe, oder wenn ich darauf bestehe, dass wir uns auf den Boden legen und tot stellen, wenn spontaner Besuch vor der Tür steht. Mein Leben ist nun mal angenehmer, wenn ich lüge!

Doch Dominiks heutiger Anlass zum Groll und Grund für seine Frage ist ein völlig anderer: Gerade eben hat mich eine Mail erreicht, in der mich eine Lehrerin namens »Frau Barbara« um einen – wie ich finde – gigantischen Gefallen gebeten hat.

»Meine Schüler lieben deine YouTube-Videos«, leitete die Lehrerin ihre Mail ein. »Die Kids nehmen kommenden Samstag an einem Charity-Lauf für Jugendliche durch die Wiener Innenstadt teil und es wäre super, wenn du als kleine Überraschung um sechs Uhr morgens ein paar aufbauende Worte in der Eröffnungsrede an sie richten könntest!«

Man möchte meinen, Frau Barbara habe sich im Gegensatz zu ihren »Kids« kein bisschen mit mir auseinandergesetzt, da es ihr gelungen war, gleich so viele Dinge, die ich abgrundtief hasse, in nur einem einzigen Satz unterzubringen. Da ich – der ich damals noch viel und oft Alkohol trank – vorhatte, am Freitagabend meine Sorgen in einem Glas Sauvignon Blanc von der Größe meines Kopfes zu ertränken, war mir klar, dass ich an dieser ulkigen Samstagmorgen-Sause nicht teilhaben konnte – nur bei der Formulierung meiner Absage hatte ich wie so oft Probleme.

Gehen wir mal kurz durch, was in dieser Situation meine Möglichkeiten gewesen wären: Ja, ich hätte natürlich die Wahrheit sagen können.

»Frau Barbara, das klingt ja absolut fürchterlich. Wenn Sie denken, dass ich um sechs Uhr morgens wach bin, und dann auch noch eine Rede vor Ihren »Kids« halten möchte, haben Sie sich gewaltig geschnitten. Lieber würde ich mir sämtliche Adam-Sandler-Filme am Stück ansehen! Hier die E-Mail-Adresse von Sami Slimani, der ein besserer Mensch ist als ich und der das bestimmt *gerne* macht!«

Stets bemüht darum, die Gefühle meiner Mitmenschen zu

schützen und nicht wie der Misanthrop zu wirken, der ich eigentlich bin, entschied ich mich also für die zweite – und einzig logische – Variante: Lügen! »Liebe Frau Barbara, das klingt ja megatoll! Leider bin ich am Samstagmorgen geschäftlich in Lissabon. Beste Grüße und toi toi toi an die Kids!«, tippte ich im ersten Entwurf meiner Mail frech vor mich hin.

»Aber Michael, ist es nicht irrsinnig egoistisch von dir, Menschen, die dich höflich um einen Gefallen bitten, anzulügen?«, fragt ihr euch bestimmt, euren Zeigefinger anklagend in Richtung dieser Zeilen gerichtet. *Au contraire*, liebe Leserin und lieber Leser! Wie ich euch bereits kurz in meinem ersten Buch erklärt habe, lüge ich nicht, weil ich mir die Poleposition in der Hölle sichern möchte (wo – unter uns – wahrscheinlich ohnehin bereits seit Jahren ein lauschiges Plätzchen für mich reserviert ist), sondern, weil ich es vermeiden will, die Gefühle meiner Mitmenschen zu verletzen. Denn meine Lügen gestalten nicht nur mein eigenes Leben, sondern auch das der anderen um einiges angenehmer.

So wie ich es sehe, ist gezieltes Lügen ein Anzeichen für gute Manieren. Ähnlich wie »Bitte« und »Danke« sagen, zählt für mich auch der Ausruf »Ja, Klaus, diese hautenge Lederhose im Leoparden-Print steht dir wirklich sehr gut!« zum guten Ton. Was Unwahrheiten (und schnittige Uniformen!) betrifft, sind Airline-Mitarbeiter meine absoluten Vorbilder. Sie belügen uns ständig nach Strich und Faden, nur um den Frieden zu wahren. »In zehn Minuten ist Ihre Maschine zum Einsteigen bereit!«, sagen sie fröhlich und lassen dann eine Stunde lang nichts mehr von sich hören, während wir alle schwitzend an Gate 32A vor uns hin vegetieren.

Aber lügen sie aus Jux und Tollerei, weil wir gerade Dienstag haben und sie gerne ihre Fähigkeiten als Moderatoren von »Ver-

stehen Sie Spaß?« trainieren möchten? Nein. Sie wissen einfach, was viele von uns noch lernen müssen: Zu viel Ehrlichkeit stört die Harmonie. Stellt euch vor, sie würden sagen: »Uff. Also die Maschine können Sie *frühestens* in 50 Minuten betreten – und selbst dafür würde ich meine Hand nicht ins Feuer legen!«

Unvorstellbar! Die Köpfe der Business-Männer würden der Reihe nach explodieren, während sämtliche Millennials schon mal anfangen würden, ihre passiv-aggressiven Tripadvisor-Bewertungen zu verfassen. Unwissenheit ist in diesem Fall wirklich ein Segen. Ähnlich wie Flughafenangestellte lasse ich also gerne mal die ein oder andere Wahrheit aus, um die Nerven meiner Mitmenschen nicht überzustrapazieren.

Wie ihr euch vorstellen könnt, habe ich aufgrund dieser locker-flockigen Attitüde über die Jahre mehr fabrizierte Geschichten erzählt als die Gebrüder Grimm; mal, um die Gefühle meiner Mitmenschen zu wahren, und mal, um mich selbst in besserem Licht darzustellen. In diesem Buch findet ihr nicht nur die schönsten, schrägsten und schaurigsten Notlügen und Flunkereien meines Lebens, nein, auch für heimliche Täuschungen, gekonntes Verschweigen und maßlose Übertreibungen ist in dieser wahnwitzigen Anekdotensammlung Platz.

Egal ob ich gelogen habe, um als schwuler Teenager an einer katholischen Privatschule akzeptiert zu werden, um meine Mager-sucht zu vertuschen, oder ob ich Dominik dazu genötigt habe, so zu tun, als wären wir verheiratet, um im Urlaub von einem exklusiven »Honeymoon-Rabatt« zu profitieren – ich bin nicht stolz auf meine Unwahrheiten, aber ich hatte immer ziemlich gute Gründe dafür.

Um mein Karma ein kleines bisschen aufzubessern, findet ihr am Ende dieses Buches außerdem ein waghalsiges Selbstexperi-

ment, in dem ich mich doch tatsächlich getraut habe, eine ganze Woche ohne Lügen auszukommen. Ich habe es überlebt, so viel sei verraten.

Also: Muss ich immer lügen? Nein, aber ich finde, es gehört zum guten Ton. Was die Leute nicht wissen, kann ihnen auch nicht die Stimmung vermiesen. Guten Gewissens verschicke ich an jenem Morgen also meine erlogene Absage an die bemühte Lehrerin und bin wieder mal irrsinnig zufrieden mit der Win-win-Situation, die ich soeben kreierte habe: Frau Barbara denkt weiterhin, ich sei ein guter Mensch, und findet bestimmt eine andere Überraschung für ihre Zöglinge. Wer weiß, vielleicht gefällt diese den Kids sogar noch besser als ein lallender YouTuber, der lieber woanders wäre. Und während die Jugendlichen beschwingt für den guten Zweck laufen, kann ich indes tief schlummernd von einer Welt träumen, in der wir alle ein bisschen mehr lügen.

Früh lügt sich

»Hören Sie, es tut mir sehr leid, dass Ihre Katze einen Unfall hatte«, sagte der Airline-Mitarbeiter streng, »und das auch noch ausgerechnet an Ihrem Geburtstag. Aber ich kann Sie leider nicht ohne Ausweis ins Flugzeug lassen! Sie können gerne Ihren Pass oder einen anderen gültigen Ausweis von zu Hause holen und mit einem späteren Flugzeug nach Berlin fliegen.«

Wie unhöflich! Ja, rein objektiv gesehen entsprachen sowohl die Behauptung über meine Katze als auch die Sache mit dem Geburtstag nicht ganz der Wahrheit, da sie zu 100% gelogen waren. Ich hatte noch nicht mal eine Katze, und selbst wenn ich eine hätte, warum sollte sie dann ausgerechnet in Berlin wohnen, während ich in Wien residiere? Das ergibt schlichtweg keinen Sinn.

Obwohl ich die Details dieser Oscar-reifen Lüge eindeutig nicht gründlich genug durchdacht hatte, war ich davon ausgegangen, dass mir gezieltes Flunkern, kombiniert mit meinem treffsicheren Charme, mal wieder aus der Patsche helfen würden. Ich hatte mich schon darauf eingestellt, im Flugzeug Richtung deutsche Hauptstadt zu sitzen und meinen Tomatensaft feierlich zu erheben, während ich schallend lachen würde. »Ein weiteres Mal durch Lügen zum Sieg!«, hätte ich mir gesagt.

Aber nein, nicht dieses Mal. Ich hatte meine Lektion gelernt: Der Flughafen war wohl einer der wenigen Orte, an denen ein nettes Lächeln und eine kleine Notlüge kein bisschen halfen.

Melancholisch dachte ich an meine Jugend zurück, die Zeit, in der ich gelernt hatte, dass man sämtliche Regeln brechen durfte, wenn man dabei immer furchtbar nett war und die Wahrheit nur ein kleines bisschen überzog. Dabei hätte mir, der auf dem österreichischen Land groß geworden ist und mehr oder weniger katholisch erzogen wurde, doch klar wie Kloßbrühe sein sollen, dass Lügen kurze Beine haben und – außer vielleicht ganz fantastisches Schauspiel-Training – selten Gutes mit sich bringen.

Ich denke, ähnlich wie meine Vorliebe für einen guten Krimi geht dieser Schlamassel auf den Einfluss meiner Mutter zurück. Im Jugendalter wurde ich an jedem Schultag von meiner Mutter geweckt, die um sieben Uhr morgens mit einem derart strengen Blick in mein Zimmer kam, als wollte sie Schimmel inspizieren.

Da ich dafür bekannt bin, selbst den lautesten Wecker der Welt gekonnt zu verschlafen, war großes Durchsetzungsvermögen erforderlich, um mich aus dem Bett zu bekommen. Für gewöhnlich wankte ich nach diesem für beide Parteien äußerst mühsamen Weckritual halb tot zum Frühstückstisch, vertilgte mein Brötchen und machte mich im Tempo eines gelangweilten Faultiers auf den Weg in die Schule.

Alle drei Monate etwa aber hatte meine Mutter einen anderen Plan für uns: »Was wäre, wenn du heute die Schule schwänzt und wir gemeinsam nach Wien fahren? Shoppen?«, fragte sie mich dann. Anfangs war ich von diesem Angebot immer gänzlich schockiert.

»Schule schwänzen???,« erwiderte ich dann völlig aufgebracht. »Aber heute erwarten mich doch 20 spannende Referate

im Deutschunterricht und in der Englischstunde wollen wir uns zum dritten Mal *Die Farbe Lila* ansehen!« In Anbetracht dieses Lehrplans dämmert mir rückblickend betrachtet übrigens, dass der Großteil unserer Lehrer offenbar ebenfalls keine Lust auf Schule hatte und wohl genauso gerne geschwänzt hätte.

»Du fehlst doch ohnehin so selten!«, entgegnete meine Mutter, als wäre sie die Schlange aus dem Garten Eden und wolle mich in Versuchung führen. »Komm schon, ich schreibe dir eine Entschuldigung!« Mehr brauchte es auch nicht, um mich zu überzeugen – 20 Minuten später saßen wir bereits im Zug und eine weitere Stunde später aß ich Eclairs in einem Wiener Feinkostladen.

Wenngleich ich meine Mutter nicht als schlechtes Vorbild bezeichnen würde, wurde mir durch Aktionen wie diese schon damals vermittelt, dass sämtliche »Regeln«, »Fristen« und »Deadlines« pro forma sind und, ähnlich wie Geschwindigkeitsbeschränkungen oder der Hinweis, Alkohol nicht mit Red Bull zu mischen, nicht wirklich für mich gelten.

Muss ich an dieser Stelle überhaupt noch erwähnen, dass meine Lügen aufgrund meiner neuen »Mein Stundenplan ist doch nur ein *Vorschlag!*«-Attitüde bald überhandnehmen sollten? Und dafür brauchte ich noch nicht mal mehr die Hilfe meiner Mutter.

Ich besuchte gerade die 11. Klasse, als unser Direktor stolz eine Neuerung der Schule präsentierte: »Von nun an gibt es ein *virtuelles* Klassenbuch!«, kündigte er an, als hätte er das Rad neu erfunden. »Hier wird *virtuell* eingetragen, wer kommt und geht. Aufgrund dieses Systems werden Fehlstunden nun mit nur einem Mausclick *virtuell* angezeigt!«

Mein Instinkt sagte mir, dass in seinem »Ein Fremdwort am Tag!«-Kalender an diesem Tag das Wort »virtuell« gestanden hatte.

Das virtuelle Klassenbuch wäre in der Tat eine tolle und hochsichere Neuerung gewesen, hätten die meisten Lehrer als Passwort dafür nicht einfach ihre Nachnamen verwendet. Dies fiel mir auf, als unsere Französischlehrerin, Frau Gruber, bei der Eingabe des Passworts laut mit sich selbst sprach. »Passwort: Gruber«, und dann buchstabierte sie auch noch ihren eigenen Nachnamen: »G-R-U-B-E-R! Und ich bin drin!«, rief sie stolz, wie ein Hacker in einem SciFi-Film.

Mein Wissen über den Zugang zum Klassenbuch, kombiniert mit der Tatsache, dass ich zu diesem Zeitpunkt bereits sämtlichen Gehorsam über Bord geworfen hatte, verhiessen nichts Gutes für die Entwicklung meiner Ehrlichkeit. Mir dämmerte, dass ich ungestraft fehlen konnte, wenn ich mich im Namen meiner Lehrerin selbst aus dem virtuellen Klassenbuch austrug und die Ausstragung am Morgen nach meinem Fernbleiben einfach wieder löschte.

Die gesamte 11. Klasse lang war ich daher ein Gespenst: Menschen erzählten von mir und manche behaupteten sogar, mich hier und da gesehen zu haben, aber meistens war ich einfach nicht da. Wo war ich stattdessen? Ihr habt es erraten: in Wien, wo ich meistens alleine, manchmal aber auch mit Schulkameraden, die Teil meines Komplotts waren, ungestraft das süße Nichtstun genoss.

Seit meiner Schulzeit sind mittlerweile zwar zig Jahre vergangen, aber ich darf euch freudig berichten, dass ich nach wie vor mit Vorliebe Regeln breche und Sonderbehandlungen einfordere. Eigentlich ist es in den meisten Fällen wirklich simpel: Man muss nur ein bisschen nett zu Personen sein, die eine Machtposition innehaben, und ihnen genug Honig ums Maul schmieren, und dann darf man auch schon Dinge tun, die sonst eigentlich verboten sind. Probiert es mal aus!

Wenn ich Türsteher lieb frage, tun sie so, als würde ich auf der Gästeliste stehen. Beim Mittagessen mit Freunden immer dann lauthals »UND NOCH MAL ALLES GUTE ZUM GEBURTSTAG, BIANCA!« zu rufen, wenn gerade ein Kellner vorbeigeht, ist ein treffsicherer Weg, um gratis Desserts für alle zu garantieren. Und 2015 habe ich es sogar geschafft, ohne Ticket auf eine dreitägige Konferenz zu gelangen, weil ich besonders nett darum gebeten habe.

Eine Affinität zum Regelbruch, kombiniert mit ungezwungenem Charme, machen die »Buchinger-Methode« (wie ich sie liebevoll nenne) zu einer gefährlichen Strategie, die nie in die Hände von Terroristen-Gruppen kommen darf. Stolz kann ich behaupten, dass ich diese Methode seit Jahren anwende und dass sie mein Leben um einiges leichter macht.

Klingt doch fantastisch, oder? Umso grausamer war das Erwachen, als ich feststellen musste, dass die »Buchinger-Methode« zwar an der Feinkost-Theke und in der Schule gut funktioniert, in wichtigen Situationen wie etwa am Flughafen allerdings nur in etwa so viel ausrichten kann wie eine Tasse Kamillentee gegen pochende Kopfschmerzen.

Es war im Sommer 2016, als ich beruflich nach Berlin reisen sollte, um an einer dreitägigen, bezahlten Video-Produktion teilzunehmen. Da ich zu diesem Zeitpunkt in meinem Leben so gierig nach Geld schnappte, als wäre ich Super Mario auf Münzenjagd, sagte ich zu, bevor ich überhaupt das Thema der Videos erfahren hatte.

Alleine reisen ist ein oft notwendiger und selten angenehmer Teil meines Alltags. Da ich bereits mehrere Male einfach mein Handgepäck im Flugzeug liegen gelassen oder stundenlang am völlig falschen Terminal gewartet hatte, fühle ich mich immer

unwohl, wenn ich keine gut organisierte Person an meiner Seite habe, die mich durch den Flughafen lotst, als wäre ich ein alter, gebrechlicher Mann.

Deshalb verreise ich meist nur ohne Begleitung, wenn am Ende des Trips eine Gage auf mich wartet.

Ich war gerade am Flughafen Wien angekommen und ganz begeistert davon, dass bislang noch gar nichts schiefgegangen war, als ich bemerkte, dass ich gar keinen Reisepass dabei hatte. Aber kein Grund zur Panik! Selbst ich als jemand, der immer nur den »Kultur«-Teil der Tageszeitungen liest und lange Zeit glaubte, dass James Cameron – der Regisseur von *Titanic* – nebenbei Premierminister des Vereinigten Königreichs war, hatte am Rande mitbekommen, dass man definitiv keinen Reisepass mehr brauchte, um von Wien nach Berlin zu reisen. Immerhin hatte ich meinen Boarding-Pass doch bereits auf dem Handy, war durch den Security-Check gekommen und saß schon am Gate. Bei den meisten Flügen wurde doch gar nicht erst nach einem Ausweis verlangt, und selbst wenn: Ein anderes Ausweis-Dokument, wie etwa mein Führerschein, würde in diesem Fall sicher reichen.

Das war der Moment, in dem ich bemerkte, dass ich auch keinen Führerschein, geschweige denn mein Portemonnaie bei mir trug. In der Aufregung, die ich bei diesen Solo-Reisen empfinde, hatte ich es doch glatt zu Hause liegen lassen. Typisch Michi! Würde mir meine Dunkin-Donuts-Stempelkarte, die ich soeben am Boden meines Rucksacks gefunden hatte, in das Flugzeug helfen?

Ach, papperlapapp! Als würde ausgerechnet heute jemand nach meinem Ausweis fragen, wo ich doch in den letzten drei Jahren bei Flügen im Schengen-Raum kein einziges Mal darum gebeten worden war. Ich entspannte mich wieder.

Die Schlange am Gate Nummer 18 hatte sich natürlich schon

eine halbe Stunde, bevor weit und breit auch nur ein einziger Airline-Mitarbeiter zu sehen war, gebildet, da es offenbar immer noch Menschen gibt, die denken, dass sie durch ihre Eile früher als alle anderen Passagiere am gemeinsamen Ziel ankommen könnten.

Nachdem jedoch die Durchsage gekommen war, dass das Flugzeug nun zum Einsteigen bereit sei, bemerkte ich, wie sämtliche Passagiere gebeten wurden, gemeinsam mit dem Boarding-Pass auch ihren Ausweis herzuzeigen. Ausgerechnet heute! Ich beschloss also, das zu tun, was ich immer tue, wenn ich mich in der Klemme befinde: Ich griff auf die gute alte Buchinger-Methode zurück.

»Boarding-Pass und Ausweis bitte!«, sagte der Airline-Mitarbeiter lächelnd zu mir, woraufhin ich erst mal ziemlich lange und tief in meinem Handgepäck kramte, wie Mary Poppins in ihrer magischen Tasche. Die Leute lieben es, wenn man sie durch ein bisschen Slapstick zum Lachen bringt, und ich fühlte, wie ich während dieser Aktion unzählige Sympathie-Punkte sammelte.

»Hmm, ich habe hier meinen Boarding-Pass für Sie ...«, leitete ich ein, während ich mein Handy herzeigte, »aber Ausweis habe ich heute leider keinen dabei. Ich Schussel habe mein ganzes Portemonnaie zu Hause liegen lassen! Hoppla!« So würde ich doch sicher allen Anwesenden signalisieren, dass mein fehlender Ausweis nun wirklich keine große Sache war.

»Es tut mir leid, aber Sie müssen sich schon ausweisen, um ins Flugzeug zu kommen«, entgegnete mir der Mitarbeiter, der laut seines Namensschilds den Namen »Herr Pfahl« trug. Na toll! Ich beschloss, den Charme noch eine Spur aufzudrehen. Zwar kann ich nicht viel, aber charmant sein ist wohl eine meiner Stärken, für die mich Schwiegermütter und kleine Kinder besonders lieben.

In einem Ton, den ich rückblickend betrachtet als »super charmant« und »als wären wir alte Freunde« bezeichnen würde, erklärte ich Herrn Pfahl mein Problem. »Ich war vorhin so nervös, weil ich heute alleine fliegen muss. Wir alle sind Menschen, Herr Pfahl, und als Menschen passieren uns ab und zu Fehler. Auch ich bin nun mal nicht perfekt!«, erklärte ich behutsam, so als würde ein Gerücht über mich zirkulieren, dass ich absolut makellos sei.

Kurz spielte ich mit der Idee, meinen neuen Kumpel augenzwinkernd zu fragen, ob es eine »Frau Pfahl« gab, verwarf diesen Gedanken aber schnell wieder.

Seine Stirn legte sich in Falten. »Das stimmt natürlich, aber die Vorschrift ...«

Umpf, immer diese Vorschriften! In diesem Wortgefecht war ohnehin schon Hopfen und Malz verloren, also zog ich wirklich alle Register und fiel ihm ins Wort.

»Schauen Sie«, sagte ich nun, denn wir alle wissen, dass Sätze, die mit »Schauen Sie« anfangen, wirklich wichtige Informationen enthalten. »Ich muss heute nach Berlin. Eigentlich wollte ich meinen Geburtstag entspannt in Wien verbringen, aber offenbar hatte jetzt meine Katze einen Unfall – da ist man einmal ein paar Tage weg ...«, schwafelte ich nun vor mich hin und war wirklich völlig außer Rand und Band mit meinen Unwahrheiten. Als wäre es Leuten, die Geburtstag haben, erlaubt, sich an ihrem Ehrentag ein Flughafen-Gesetz auszusuchen, das sie brechen dürfen.

Herr Pfahl, der mir meinen Bullshit keine Sekunde lang abkaufte, wurde langsam ungeduldig. »Hören Sie, es tut mir sehr leid, dass Ihre Katze einen Unfall hatte«, sagte er augenrollend, »und das auch noch ausgerechnet an Ihrem Geburtstag, aber ich kann Sie leider nicht ohne Ausweis ins Flugzeug lassen! Sie können gerne Ihren Pass oder einen anderen gültigen Ausweis von zu

Hause holen und mit einem späteren Flugzeug nach Berlin fliegen.«

Ich sah ihn mit großen Augen an, in der Hoffnung, doch noch ein bisschen Mitleid zu erhaschen. Doch dieses Glück sollte mir verwehrt bleiben.

»Leider ist es heute absolut unmöglich, ohne Ausweis ins Flugzeug zu gelangen«, legte er schließlich nach – eine Aussage, die meiner Meinung nach sehr passiv-aggressiv wirkte.

»Nun, man hielt es einst auch für ›unmöglich‹, einen tonnenschweren Metallvogel voller Passagiere durch die Lüfte fliegen zu lassen, aber sehen Sie an, wo wir jetzt sind!«, wollte ich antworten und passiv-aggressiv auf einen Wikipedia-Artikel zum Thema »Flugzeuge« verweisen. Da wir mittlerweile aber von den übrigen Passagieren und Angestellten beobachtet wurden, wäre es mir unangenehm gewesen, mich an Ort und Stelle in Mariah Carey zu verwandeln.

Geknickt gab ich auf – es war das erste Mal seit Langem, dass jemand nicht gewillt war, die Regeln auch nur ein klein bisschen für mich zu verbiegen, und ich fühlte mich machtloser als der »Vorher«-Mann in einer Viagra-Werbung.

Unter der Beobachtung all der Passagiere, die hinter mir standen und das Spektakel mitverfolgt hatten, drehte ich mich um und machte mich auf den Weg zurück in meine Wohnung. Obwohl ich relativ problemlos noch am selben Tag einen anderen Flug bekam und es rechtzeitig zu Drehbeginn nach Berlin schaffte, sollte ich an diesem Tag eine Lektion lernen, die ich eigentlich schon im Jugendalter hätte lernen sollen.

Regeln und Gesetze sind keine flexiblen Vorschläge, die man nach Lust und Laune befolgen kann, und auch definitiv nicht dazu da, um gebrochen zu werden. Obwohl es in manchen Situationen

des Alltags durchaus okay ist, freundlich um Ausnahmen zu bitten, sollte ich bevorzugte Behandlung auf keinen Fall erwarten und muss mich von Zeit zu Zeit einfach Autoritätspersonen unterordnen. Manchmal hilft da auch keine Buchinger-Methode.

Mit meinem Verhalten wäre ich wohl auf Dauer sowieso nicht durchgekommen. Stellt euch vor, ich wäre über die Jahre immer machtrunkener geworden und hätte eines Tages versucht, mithilfe der Buchinger-Methode eine antike Vase aus einem Museum zu entwenden, weil ich den Eindruck hatte, dass sie sich gut auf meinem Beistelltisch von IKEA machen würde. Wahrscheinlich würde ich euch diese Zeilen dann aus dem Gefängnis schreiben, wo ich den Großteil meiner Zeit damit verbringen würde, einen Hacker-Angriff auf das »virtuelle Strafregister« zu plotten.

Rückblickend bin ich also sehr froh, meine Lektion an einem Ort gelernt zu haben, an dem der Regelbruch relativ wenige Folgen für mich hatte.

Aber wirklich – musste das *ausgerechnet an meinem Geburtstag* passieren?

Mein Leben als Anonymer Antialkoholiker

»Er ist endlich da! Der Michael Buchinger Frizzante Blanc – ein prickelndes, sommerliches Getränk für eine perfekte Party mit Freunden!«, posaunte ich beim Dreh zum Video anlässlich der Veröffentlichung des relativ unkreativ betitelten »Michael Buchinger Frizzante« in die Kamera und es war wirklich keine Lüge: Ich hatte dieses Getränk vor einigen Monaten im Rahmen einer umfangreichen Sprudel-Verkostung probiert und, wenn ich mich recht erinnere, als »ganz okay eigentlich« bezeichnet.

Der Frizzante war mein zweiter Versuch, Alkohol als Fanartikel zu meinen Videos zu verkaufen. Da ich mir über die vergangenen Jahre einen Ruf als Schluckspecht aufgebaut hatte, war dieses Unterfangen meiner Meinung nach eine meiner besseren Ideen und in etwa so sinnvoll, als würde Garfield seine eigene Lasagne verkaufen.

Doch anders als sonst, kippte ich mir bei diesem Dreh nicht Alkohol hinter die Binde, als wolle ich die Traumata meiner Kindheit vergessen. Stattdessen nippte ich nur äußerst zurückhaltend an meinem Sektglas und schüttete, nachdem die letzte Klappe gefallen war, seinen Inhalt vorsichtig auf den Rasen. »Zurückhaltend« und »vorsichtig« sind Worte, die noch nie jemand verwendet hat, um meinen Alkoholkonsum zu beschreiben. Ganz im

Gegenteil: Eher waren Worte wie »hemmungslös« und »langsam besorgniserregend« gefallen.

Meine Zaghaftheit hatte den Grund, dass ich seit vier Monaten keinen Tropfen Alkohol getrunken hatte und nun vor der Kamera so tun musste, als hätte ich in letzter Zeit nichts anderes getan. Ich hatte mal wieder das Taktgefühl einer Dampfwalze: Vor einem halben Jahr hatte ich aus einer Laune heraus beschlossen, einen Frizzante herauszubringen, und drei Monate danach, ebenfalls aus einer Laune heraus, dem Alkohol abgeschworen. Wer weiß, vielleicht würde ich mir bereits nächsten Monat die Lippe tellern lassen und nach Afrika ziehen?

Da Alkohol von einem Neo-Antialkoholiker zu kaufen in etwa so gut klingt, wie sich ein Tattoo von jemandem stechen zu lassen, dessen Körper mehrere stark entzündete Tätowierungen zieren, waren mal wieder meine Schauspielkünste gefragt; und weil ich über die emotionale Bandbreite einer Topfpflanze verfüge, gestaltete sich das Unterfangen äußerst schwierig.

Aber warum lebte ich zu diesem Zeitpunkt überhaupt trocken? Nun, meine Beziehung zu Alkohol kann wohl am ehesten als stürmische »On/Off!«-Beziehung beschrieben werden, wie man sie sonst nur von Rihanna und Drake aus diversen Klatschmagazinen kennt.

Im Sommer des Jahres 2016 trank ich so regelmäßig, dass ich schon stark grübeln musste, um mich erinnern zu können, wie es sich anfühlte, nüchtern zu sein.

Ein besonders fataler Abend, den ich später genauer beschreiben werde, sollte meine Entscheidung, das Trinken an den Nagel zu hängen, endgültig festigen. Ich wollte eine kleine Pause einlegen, bevor ich als Person endete, die sich vornimmt, weniger zu trinken, und am nächsten Tag eine Packung Mon Cheri kauft und

dann manisch und mithilfe eines Strohhalmes den Rum aus der lästigen Schoko-Hülle saugt.

Dabei kann ich offen und ehrlich behaupten, dass ich mein erstes alkoholisches Getränk erst Wochen, nachdem es für mich legal war, zu mir nahm.

Ich erinnere mich, dass damals ein Mitschüler Rum in einer PET-Flasche mit in den Unterricht genommen hatte und wir in der großen Pause alle einen Schluck davon nahmen. Ähnlich wie mein erstes Mal von allen Dingen, die ich später ziemlich toll finden sollte (Käse, Scrabble und Sex), fand ich auch meinen ersten Schluck Alkohol absolut ekelhaft und war fest davon überzeugt, dass er bereits eine Sekunde nach Konsum seine Wirkung zeigte.

Ähnlich benommen wie Alice im Wunderland wanderte ich durch die Gänge meiner Schule, in panischer Angst, dass ich jeden Moment aufgrund meiner Fahne dem Gelände verwiesen und eine negative Verhaltensnote wegen »Trunkenheit in der großen Pause« bekommen würde.

Stunden später kam ich von der Schule nach Hause, lief an meiner Mutter vorbei schnurstracks in mein Zimmer und hörte dort, von Schuldgefühlen geplagt, den Song »Rehab« von Amy Winehouse in Dauerschleife. Und das nach einem Schluck Rum – war es an der Zeit, in die Betty-Ford-Klinik einzuchecken?

Da ich schon mit dieser geringen Menge an Alkohol genug Spaß für die ganze Woche gehabt hatte, musste ich unbedingt mehr davon haben. So wurde es zu meinem Steckenpferd, mich an Wochenenden mit Freunden in Bars zu treffen und Drinks mit ulkigen Namen wie »Kamikaze Overkill« und »Flaming Lamborghini« zu trinken. Letzterer wurde brennend serviert, was meiner Meinung nach ein Zeichen dafür war, dass das Getränk meinem Körper besonders gut tun würde.

Anders als die meisten Jugendlichen trank ich nicht nur, um lustiger und ausgelassener zu wirken, sondern genoss es auch, dass die nervigeren meiner Mitmenschen durch meinen Alkoholkonsum lustiger und, ja, sogar interessant wirkten. Nervige Artgenossen wie mein Bekannter Armin, der ständig nur von seinen drei Hamstern erzählen wollte, erschienen mir durch den Schleier einer Flasche billigen Rotweins wie brillante Gesellschaft. Oh Armin, bitte erzähl mir noch mehr über all den schusseligen Schabernack, den deine Hamster den ganzen Tag lang so treiben!

Mein Alkoholkonsum war natürlich amateurhaft: Zu diesem Zeitpunkt habe ich nie alleine getrunken, und wenn Alkohol mit Freunden floss, dann nur am Wochenende. Es kam mir zu diesem Zeitpunkt nicht einmal in den Sinn, mir alleine wochentags auch nur ein Glas von etwas, das nicht in der »Säfte & Softdrinks«-Abteilung des Supermarktes steht, zu gönnen. Ich trank noch nicht mal Coca-Cola nach 15 Uhr, aus Sorge, nachts wach zu liegen. Alleine Alkohol trinken? Niemals!

Wie sich das Blatt wenden kann! Meine Ansichten änderten sich abrupt, als ich von zu Hause auszog. Einsam und unsicher, war das Einzige, was mir in meiner kahlen Wohnung nachts zu Schlafverhalf, billiger Weißwein, den ich mit Vorliebe aus Gläsern trank, die ich aus Clubs hatte mitgehen lassen. Angesäuselt wie Judy Garland in einem Weihnachts-Special schunkelte ich schon bald durch mein neues Zuhause und konnte mich nur schwer davon abhalten, ausgelassen Pirouetten zu drehen.

Ich kann nicht einmal von mir behaupten, dass ich je ein sonderlich exzessiver Trinker war. Natürlich gab es in meiner Jugend Abende, in denen mein Mageninhalt in Fontänen aus mir sprühte, aber damals war ich ja auch nach einem Schluck Rum bereit für das 12-Schritte-Programm der Anonymen Alkoholiker. Heute

weiß ich zumeist, wann ich genug habe, und höre auf zu trinken, bevor ich anfangen, den Leuten meine Zunge ins Ohr zu stecken, und sie zwingen, mich *Papi* zu nennen.

Eher fand ich bedenklich, dass ich mit Anfang 20 aus den völlig falschen Gründen trank. Anders als in all diesen Alkoholwerbungen, in denen eine Gruppe Freunde unterschiedlicher Ethnien im Sommer gemeinsam auf der Terrasse sitzt, flippige Hüte trägt und zu einem coolen Reggae-Soundtrack Volleyball spielt, griff ich am ehesten zur Flasche, wenn ich nervös war oder meinem Alltag entkommen wollte.

Vor meinem ersten Referat an der Uni gönnte ich mir etwa ein Glas Rotwein – und das um 10 Uhr morgens. Dass ich dafür eine Eins bekam, bestätigte mich nur in meinem Alkoholkonsum. In stressigen Situationen beschwichtigte das Trinken meine Anspannungen und ich scherzte nicht einmal, wenn ich behauptete, dass ich mit einem Wodka-Shot im Blut besser rückwärts einparke als ohne.

Ihr habt es erraten: Diese Einstellung ist auch der Grund, warum ich früher in vielen meiner YouTube-Videos Alkohol trank. Nach einem Glas Weißwein sprudeln die Worte aus meinem Mund, als wäre ich Talkshow-Moderator. Schon bald war ich der festen Überzeugung, dass ich jeden schlechten Tag mit ein bisschen *Vino* zu einem guten Tag machen konnte. Ich weiß nicht, wie ihr das seht, aber für mich klingt das nach einer relativ ungesunden Einstellung.

Längst vergangen waren die Tage, in denen ich meine Nase über Leute rümpfte, die alleine tranken: Nur zu gut verstand ich jetzt, wovon sie immer alle brabbelten. Weinkorken sammelten sich in meiner Wohnung, als würde ich mich auf ein besonders aufwendiges Pinterest-Projekt vorbereiten. Mittlerweile waren

meine zwei Gläser Wein am Tag so sicher wie das Amen in der Kirche. Ähnlich wie die meisten schlechten Haarschnitte, erkennt man auch ein ungesundes Verhältnis zu Alkohol bei sich selbst eben erst nach seinen Mitmenschen.

Einmal schlug ich einer Redakteurin bei einem Online-Magazin vor, ein waghalsiges Selbstexperiment zum Thema »Ich habe eine Woche lang keinen Alkohol getrunken!« zu schreiben, und bekam von ihr die Antwort, dass eine Woche lang nichts trinken eigentlich für die meisten Menschen ziemlich gewöhnlich sei. Zu diesem Zeitpunkt dachte ich, sie wäre die Verrückte von uns beiden.

Ein anderes Mal erreichte mich eine Mail von einem völlig fremden Mann, der mir riet, Alkohol nicht als mein Äquivalent zu Popeyes Spinat zu sehen.

»Noch hast du deinen Alkoholkonsum vielleicht im Griff, aber ich fürchte, dass du bald die Kontrolle darüber verlieren könntest!«, schrieb er, vermutlich, weil er nebenbei als Hellseher arbeitet.

»Unfassbar – was weiß diese Person schon über mich?!«, murmelte ich und musste so stark lachen, dass ich dabei um ein Haar meinen Drink verschüttet hätte.

Ich trank regelmäßig Alkohol, meine Mitmenschen machten sich allmählich Sorgen und ich selbst leugnete mein Problem natürlich. Ihr seht, alle typischen Warnsignale waren da, doch natürlich brauchte es erst einen kleinen Exzess, um mich selbst auf mein Verhalten aufmerksam zu machen.

Es war an einem der ersten Abende des Jahres 2016, als ich Freunde zu einem Abendessen in meine Wohnung eingeladen hatte – und mit »Abendessen« meine ich natürlich kein selbst gekochtes Drei-Gänge-Menü, sondern lediglich, dass mir ein

70€-Foodora-Gutschein zur Verfügung stand, den ich selbstloserweise gemeinsam einlösen wollte.

Obwohl ich meine Gäste erst ab 20 Uhr erwartete, öffnete ich in typischer Michael-Buchinger-Manier bereits um 17 Uhr das erste Bier. Es macht mich immer ein bisschen nervös, Gäste in meiner Wohnung willkommen zu heißen. Aus Sorge, sie könnten in meinem trauten Heim herumschnüffeln und meine Sauberkeit kritisieren wie die Kandidaten beim *perfekten Dinner*, beginne ich immer schon besonders früh zu putzen – und zu trinken!

Genüsslich nippte ich also an meinem kühlen Blondem, während ich mit Staubsauger und Putzlappen durch die Wohnung fegte. Das Aufräum-Bier ist meine Version des Mary-Poppins-Klassikers »Ein Löffelchen voll Zucker«. Mit einer flinken Handbewegung säuberte ich sämtliche Tischoberflächen und Regale, meinen Laptop und Fernseher mit einem feuchten Schwamm, und ehe ich am Boden meiner Bierflasche angekommen war, funkelte meine Wohnung mehr als je zuvor.

»Zeit für eine Belohnung!«, dachte ich mir, öffnete das zweite Bier und beschloss, mir Jennifer-Lawrence-Interviews auf YouTube anzusehen.

»Jnnifr Lawrnc«, tippte ich in das Suchfeld, als mir mein Fehler auffiel.

»Jnnr Lwrnc«, probierte ich es ein zweites Mal. Irgendetwas stimmte mit meiner Tastatur nicht.

»Jnnnnnnn Lnnnnnnncccc«, war mein letzter Versuch, bevor es mir wie Schuppen von den Augen fiel: War der feuchte Schwamm, mit dem ich meinen Laptop gereinigt hatte, vielleicht zu feucht gewesen?

Bei näherer Inspektion musste ich feststellen, dass die Tastatur meines Notebooks tiefend nass war und immer weniger

funktionierte, je mehr ich auf sie einhämmerte (was, nebenbei bemerkt, meine bevorzugte Reparatur-Methode für alles ist). Weil ich zu diesem Zeitpunkt regelmäßig Kolumnen schrieb, versuchte ich, schnell noch die wichtigsten Dokumente zu retten, als sich das Gerät plötzlich vollkommen abschaltete.

Panisch drückte ich den Power-Button, doch mein Notebook ließ sich nicht mehr starten. Wenige Minuten nach dieser schockierenden Erkenntnis kamen auch schon die ersten Gäste eingetrudelt. »Mein Laptop funktioniert nicht mehr! Ich glaube, meine Daten sind verloren!«, platzte es ohne Hallo aus mir heraus. Mein guter Freund Gerald versuchte mich zu besänftigen, während ich in einer Ecke saß, den Kopf zwischen meine Knie legte und verzweifelt vor- und zurückwippte, als wäre ich soeben Zeuge eines Dreifach-Mordes geworden.

»Das ist alles halb so schlimm, Michael. Ich bin sicher, du hast ein Back-up gemacht!«, sagte er mit sanfter Stimme.

Natürlich nicht!

Wieso sprechen die Leute eigentlich nie über Daten-Back-ups, wenn alles noch eitle Wonne ist? Ich verstehe es wirklich nicht. Sobald mein Laptop bereit für die Schrottpresse ist, sind alle empört und sprechen von Back-ups, als wären sie der neue Herbst-Trend: »Wieso hast du denn kein Back-up gemacht?«

Weil mir nie jemand gesagt hat, dass ich eines machen muss!

Also, liebe Leserinnen und Leser, wenn ihr sonst nichts aus diesem Kapitel mitnehmt, dann merkt euch wenigstens eines: Bitte macht immer Back-ups.

Panisch köpfte ich das dritte Bier.

Obwohl ich mich nach dem Essen durchaus noch im Stande fühlte, eine Boeing 747 in Betrieb zu nehmen, war ich in Wahrheit ähnlich beschwipst wie ein Pensionist beim Frühschoppen und